Zeitschrift: Itinera : Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte = supplément de la Revue suisse d'histoire = supplemento della Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 26 (2007)

Artikel: Das schweizerische Bild der Deutschen um 1945

Autor: Kreis, Georg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1078007

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das schweizerische Bild der Deutschen um 1945

Georg Kreis

Man kann – auch hier – mit der Litanei beginnen, dass «unser Thema» noch kaum erforscht sei. Dem Autor der einzigen Arbeit, die sich am Rande damit befasst hat, ist das Defizit ebenfalls aufgefallen. Er erklärt das Nichtvorliegen von Studien mit der Problemlosigkeit des Gegenstands. Gegenstand ist in seinem Fall wie in den meisten Fällen nicht die Bildproblematik, sondern die Beziehungsfrage. Markus Schmitz hält in seiner 2003 erschienenen Dissertation fest, dass sich das Verhältnis zwischen den beiden Nachbarn in der Nachkriegszeit durch «scheinbar unauffällige Harmonie» auszeichne und deshalb keine Abhandlungen gleichsam stimulierte.[1] Diese Doktorarbeit betrachtet das Verhältnis nicht zufällig von der schweizerischen Seite aus und ist, ebenfalls nicht zufällig, von einem Schweizer Historiker an einer deutschen Universität (Münster, Hildebrand) eingereicht worden. Und nicht zufällig wurde das 50jährige Bestehen der offiziellen Beziehungen zwischen der Schweiz und Westdeutschland von schweizerischer Seite zum Anlass genommen, im Jahr 2001 ein Kolloquium über die Frühphase dieser bilateralen Beziehungen durchzuführen.[2] Nicht zufällig darum, weil sich, den Grössen- und Bedeutungsverhältnissen entsprechend, die kleinere Seite mehr für die grössere interessiert als umgekehrt. Der Theologe Karl Barth bemerkte 1945 zutreffend: «Wir können gar nicht Schweizer sein, ohne uns schlecht oder recht gerade mit den Deutschen auseinanderzusetzen.»[3] Umgekehrt könnte man einen solchen Satz nicht formulieren. Das Interesse am anderen ist aber vor allem ein Interesse an sich selber, d.h. ein Interesse an der Frage, wie man «selbst» den anderen sieht. «Das Bild der Deutschen 1945» ist mithin ein vorwiegend schweizergeschichtliches Thema.

1 Markus Schmitz, *Westdeutschland und die Schweiz nach dem Krieg. Die Neuformierung der bilateralen Beziehungen 1945–1952.* Zürich 2003, S. 14. Der Titel könnte den Eindruck erwecken, dass die deutsche Seite sogar der wichtigere Teil der Thematik sei. Neuerdings Bernd Haunfelder, *Kinderzüge in die Schweiz. Die Deutschlandhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes 1946–1956.* Münster 2007.

2 Als Tagungsband erschienen: Antoine Fleury, Host Möller und Hans-Peter Schwarz (Hg.), *Die Schweiz und Deutschland 1945–1961.* München 2004. Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. Mit einem Festvortrag von Altbundespräsident Richard von Weizsäcker. Zwei Beiträge dieses Bandes liegen in der Nähe unseres Themas, ohne dieses aber abzuhandeln. Markus Schmitz, *Die humanitäre und kulturelle Deutschlandhilfe der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg.* S. 213–228. Der Autor interessierte sich vor allem für die Frage, inwiefern die humanitäre Hilfe im Dienste der politischen Positionierung der Schweiz stand. Und Eberhard Busch, *Karl Barth und der zwischenkirchliche, karitative und theologische Beitrag der evangelischen Kirchen der Schweiz am deutschen Wiederaufbau.* S. 229–248. Busch (vgl. auch Anm. 11) befasst sich in diesem Beitrag, ohne der hier eingehend besprochenen Rede Barths vom Frühjahr 1945 ein eigenes Profil zu geben, mit den theologisch-kirchlichen Beziehungen zu Deutschland.

3 Zu Barth, vgl. unten, Anm. 11. Sozusagen gegen die Regel, diese aber indirekt bekräftigend, veranstaltete das Institut für europäische Geschichte in Mainz 1996 eine Vortragsreihe «Deutschland und

Die so genannten schweizerisch-deutschen Beziehungen – oft eingeschränkt auf die Beziehungen zwischen der deutschen Schweiz und (West-)Deutschland – sind tatsächlich schlecht erforscht, die Dürftigkeit des Wissens steht aber in eklatantem Gegensatz zur hohen Bedeutung des Themas.[4] Häufiger wird das beinahe zeitlos Grundsätzliche als das konjunkturell Bedingte thematisiert. Trägt man der Dimension der Zeit Rechnung, stehen vor allem zwei Deutungsmuster im Vordergrund: Das eine betont die ewige Ambivalenz und Gleichzeitigkeit von Anziehung und Ablehnung der kleineren Seite. Das andere sucht den Wendepunkt zu bestimmen, da das Verhältnis wechselte von einer Beziehung, welche vom Gefühl der Übereinstimmung dominiert war, zu einer Beziehung, in der das Gefühl der Differenz vorherrscht. Der Wendepunkt könnte in den Jahren des Ersten Weltkriegs liegen. Josef Mooser geht ebenfalls davon aus, dass es von da an zu einer «kulturellen und politischen Polarisierung» zwischen den beiden Ländern gekommen ist.[5] Es wäre aber unzutreffend, den Wendepunkt 1933 zu sehen, weil auch in der Schweiz noch nach der Übernahme der Macht durch die Nationalsozialisten noch für eine Weile in beträchtlichem Ausmass Sympathien für Deutschland bestehen blieben. Mindestens was die Zeitangabe betrifft, muss Markus Schmitz' Feststellung korrigiert werden. Schmitz: «Eine fundamentale Erschütterung erfuhren die bilateralen Beziehungen erstmalig, als die Nationalsozialisten die Macht im Deutschen Reich übernahmen.»[6] Eine einschränkende Wende trat sicher im März 1938 mit dem Anschluss Österreichs ein, als, wie Adolf Muschg es formulierte, «die Existenzangst den Respekt oder gar die Faszination überwog».[7]

Noch eine Vorbemerkung zum sachlichen Verhältnis zwischen Bild und Beziehung. Gewiss bestehen Zusammenhänge zwischen beidem: Bilder können Beziehungen prägen, wie Beziehungen Bilder erzeugen können. Beziehungen können zwar von festen Mustern geprägt sein, sie sind aber eher dynamische Grössen. Während Bilder zwar ebenfalls einem gewissen Wandel unterliegen können, sind sie

seine kleinen Nachbarn». Der damalige Beitrag des Verfassers bildet einen Hintergrund auch zu dieser Arbeit: «Von der Anlehnung zur Abgrenzung. Schweizerische Beziehungen zu Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert». Publiziert in: Georg Kreis, *Vorgeschichten zur Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze,* Bd. 3, Basel 2005, S. 455–470. Zu gleichem Anlass entstand der Beitrag von Josef Mooser, vgl. Anm. 5.

4 Das Thema ist auf journalistischer Ebene jeweils schnell zur Hand, nicht nur im Hinblick auf das Verhältnis zur Schweiz, sondern beispielsweise auch zu Italien und umgekehrt. Das durch den italienischen Premier Berlusconi ausgelöste Sommertheater von 2003 brachte eine gut reflektierte Zusammenstellung der innereuropäischen Stereotype: «Stammtisch Europa». In: *Die Zeit* vom 17. Juli 2003, S. 33. – Das schweizerisch-deutsche Verhältnis wird auf der Ebene der Essays immer wieder abgehandelt. Vgl. etwa: Markus Kutter, *Die Schweizer und die Deutschen.* Zürich 1995, 144 S. – Jürg Altwegg und Roger de Weck, *Kuhschweizer und Sauschwaben. Schweizer, Deutsche und ihre Hassliebe.* Zürich 2003, 316 S.

5 Josef Mooser, *Grenzgänger zwischen Deutschland und der Schweiz. Erfahrungen in der Emigration und Nachkriegszeit.* Manuskript 1996.

6 Schmitz, 2001, S. 15.

7 Adolf Muschg, «Was ist des Deutschen Vaterland?» In: *Kuhschweizer* etc., S. 177.

doch eher statische Grössen. In einer Feinanalyse könnte man sich fragen, ob und inwiefern mit dem Bekanntwerden der NS-Verbrechen und später mit den Kriegsverbrecherprozessen das Bild eine Veränderung erfuhr.

Zwei Vorfragen sind noch zu klären: Erstens, worin besteht das Interesse an diesem Thema; und zweitens, wie will man die Abklärung methodisch angehen? Das Interesse ergibt sich aus dem allgemeinen Vorwissen, dass die Siegermächte es nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs als ihre Aufgabe ansahen, die politisch missgeleiteten Deutschen auf den guten, demokratischen Weg zu führen, und dass sich schweizerische Kräfte an diesem Prozess beteiligten. Es ist von einem gewissen Interesse festzustellen, von welchem Bild man sich in jener Zeit leiten liess, ob das damals aktuelle Bild auch ältere Stereotype enthielt und wie sich das Bild in Laufe der Zeit entwickelte. Hinzu kommt die wichtige Frage, welche Funktion die Generierung und Verbreitung der bestehenden Bilder hatten.

Was nun die Methode betrifft, kann es nicht der Zweck dieser ersten Abklärungen sein, mit Hilfe einer lückenlosen Systematik ein solides Bild vom Bild oder von den Bildern zu entwickeln. Es dürfte klar sein, dass es das Bild (im Singular) nicht gab, sondern eine Vielzahl von Bildern. Ohne vorläufige Verallgemeinerung werden aber auch diese Ausführungen nicht auskommen; weitere Abklärungen müssten, sofern das überhaupt interessiert, die nach Alter, Parteizugehörigkeit, Bildungsgrad etc. unterschiedlichen Wahrnehmungen mit ihren zahlreichen Schattierungen zu identifizieren versuchen. Auf eine andere Einschränkung muss nochmals explizit hingewiesen werden: Es ist hier nur vom deutschsprachigen Landesteil die Rede. Dieser ist aber, obwohl man oft so tut, nicht die ganze Schweiz.

Sicher wäre es möglich, mit einem aufwändigen Induktionsverfahren auf Grund systematischer Medien- und Korrespondenzanalysen spezifische Wahrnehmungen herauszuarbeiten. Hier soll aber im Deduktionsverfahren danach gefragt werden, welche Quellen uns über schweizerische Bilder der Deutschen nach Kriegsende 1945 Auskunft geben könnten. Aus einer früheren Arbeit steht mir eine Skizze des Bildes zur Verfügung, das die «NZZ» in den ersten Nachkriegsjahren über die Anfänge der westdeutschen Demokratie entwickelt und vermittelt hat. Diese Darstellungen liessen sich vor allem von der Frage leiten, wie die Verhältnisse im Zeitpunkt der Berichterstattung oder Kommentierung waren. Es ging also um die Bilder nicht der Deutschen, sondern um Bilder der Verhältnisse in Deutschland. Gemäss diesen Bildern herrschte eine aus den elenden Verhältnissen erklärbare Apathie, eine Grundskepsis gegenüber Politik, nach ein paar Monaten auch ein Wiedererstarken des Nationalismus und eine Auflehnung gegenüber dem Besatzungsstatus und gleichzeitig eine Zunahme der Neigung, das Ausland für das eigene Unglück verantwortlich zu sehen. Grobe Verallgemeinerungen wurden in der Pressearbeit im allgemeinen vermieden, man sprach von Mehrheiten und Minderheiten, von den

«besseren Kräften» und von Spurenelementen des «anderen Deutschland».[8] Diese Wahrnehmung verband sich mit der widersprüchlichen Meinung, dass der Demokratisierungsprozess nur sehr langsam voranschreite, dass das Übel der NS-Ideologie (auch als Krankheit bezeichnet, die noch tief im nationalen Körper sitze) doch stark verankert sei, dass das Heranwachsen des Neuen viel zu langsam vorwärts mache. In der Nähe von Wesensvorstellungen lagen diejenigen Interpretationen, die von der fehlenden Demokratie in der deutschen Geschichte redeten und davon, dass man nicht einfach bei 1933 wiedereinsetzen könne, dass es kaum Voraussetzungen gebe und der «citoyen» sozusagen ab Null entstehen müsse. Erst 1953 anlässlich der zweiten Bundestagswahl erschien die westdeutsche Demokratie als etwas einigermassen Selbstverständliches.[9]

Die hier vorgenommenen Abklärungen erfolgen in drei Schritten: Zunächst wird, was relativ leicht geschehen kann, abgeklärt, wie der Theologe Karl Barth im Frühjahr 1945 das Thema anging und, auf Grund bisher ungenutzter Quellen, welche Reaktionen er auslöste.[10] Diese Stellungnahme wird noch um die Stimme des Historikers Herbert Lüthy ergänzt. Dann wird in einem mittleren Teil nach dem «Deutschenhass» Ausschau gehalten, wie er vor allem in den Säuberungsaktionen nach Kriegsende zum Ausdruck kam. Schliesslich wird an Hand der schweizerischen Hilfsprogramme (und auf Grund bisher unbearbeiteter Quellen des Privatnachlasses Ernst von Schenk, vgl. Anm. 71) geklärt, von welchem Deutschlandbild die schweizerischen Helfer von 1945/46 ausgingen.

8 «Spuren des 'anderen Deutschland'», *NZZ* Nr. 1740 vom 19. September 1946. Der mit «Sh» gezeichnete Artikel war im Grund eine Besprechung einer Publikation von W.W. Schütz. Der Artikel enthält Passagen, die stärker germanophob sind, als die damalige Publizistik im allgemeinen war. Er sprach unverhohlen von einem bis weit in die Elite reichenden «konstitutionellen Mangel des Durchschnittsdeutschen an Zivilcourage, der die Errichtung des braunen Totalitarismus ermöglichte». Ferner sprach er sich positiv darüber aus, dass zur Verminderung des preussischen Übergewichts eine Verschiebung nach dem Südwesten eintrete, eine «Verlagerung des deutsche Schwerpunktes vom steppennahen Berlin nach Süden oder um es in einer allerdings schon fast gefährlich 'geopolitisch' klingenden Formulierung zu sagen, die Verlagerung der deutschen Hauptstadt aus der strukturlosen Landschaft Brandenburgs in südlichere, der Sonne und dem Mittelmeer nähere Regionen». – Zum Begriff des «anderen Deutschland» vgl. auf die Kriegszeit und auf die Wahrnehmung des deutschen Widerstands bezogen: Lothar Kettenacker (Hg.), *Das «Andere Deutschland» im Zweiten Weltkrieg*. Stuttgart 1977.

9 Georg Kreis, «Reconstruction sans restauration: l'image de l'Allemagne dans la Nouvelle Gazette de Zurich (Neue Zürcher Zeitung) de 1945 à 1956». In: *Relations internationales* Nr. 52, 1987, S. 413–429.

10 Den Nachlass von Karl Barth haben freundlicherweise Dr. Hans-Anton Drewes, Leiter des Karl Barth-Archivs, und stud. theol. Urs Weber als Zivildienstleistender auf die hier interessierende Frage hin durchgesehen. Ihre Hilfe sei hier herzlich verdankt!

I.

Karl Barths Schrift «Die Deutschen und wir» soll uns hier als Zeugnis dafür interessieren, wie man die Thematik damals auf einem anspruchsvollen Niveau angehen konnte. Die biografische und theologische Bedeutung dieser Wortmeldung soll hier nicht weiter erörtert werden. Die 47 Seiten umfassenden Ausführungen, hervorgegangen aus einer Reihe von öffentlichen Vorträgen anfangs 1945 (insgesamt 13 zwischen dem 21. Januar und dem 4. März 1945), entsprachen der grossen Linie des engagierten protestantischen Theologen, der 14 Jahre in Deutschland (Göttingen, Münster, Bonn) gelehrt hatte und 1935 wegen seiner Ablehnung des NS-Regimes aus Deutschland ausgewiesen wurde und in die Schweiz zurückkehrte. [11]

Barth war sich bewusst, dass er in seiner Problematisierung von zwei Kollektivgrössen ausging, die eigentlich nicht derart pauschal beurteilt werden könnten, sondern eine differenzierende Wahrnehmung erfordern würden. Trotzdem wollte er keine zu starken Relativierungen vornehmen und stieg mit der Definition ein, wonach mit *den* Deutschen gemeint sei «das deutsche Volk von heute, das sich am Ende und Ziel einer langen vorangehenden Entwicklung dem Nationalsozialismus verschrieben oder doch unterworfen hat und dessen Schuld und Schicksal es heute ist, mit diesem System stehen und fallen zu müssen» (S. 1). Das Gegenstück, den schweizerischen Plural, definierte er mehr normativ als deskriptiv im Sinne, wie «wir» Schweizer uns jetzt verhalten sollten. An zwei Stellen finden sich, halbwegs als Zitat, halbwegs als eigene Äusserung, typisch schweizerische Formulierungen, welche die Deutschen als fremdes Gegenüber situieren: «das Volk da drüben» (S. 3) und «wenn wir an die dort im Norden denken» (S. 46). Wichtig und zutreffend ist auch die gegen den Schluss festgehaltene und bereits zitierte Einsicht: «Wir können gar nicht Schweizer sein, ohne uns schlecht oder recht gerade mit den Deutschen auseinanderzusetzen» (S. 45). Die Auseinandersetzung mit diesem Thema bestätigt die wiederholte Erfahrung: Wahrnehmungen und Vorstellungen sagen mehr aus über das Subjekt als über das Objekt. Es geht also nicht um die Fragen, wie «die Deutschen» um 1945 waren, sondern darum, wie sie damals in der Schweiz wahrgenommen bzw. vorgestellt wurden.

11 Karl Barth, *Die Deutschen und wir.* Zürich Evang. Verlag 1945, 48 S. Etwa gleichzeitig erschien von Karl Barth im gleichen Verlag die Publikation: *Wie können die Deutschen gesund werden?* Zürich Evang. Verlag 1945, 57 S. Text eines im April 1945 für die *Manchester Evening News* verfassten Artikels. Barth ging davon aus, dass alle krank sind, dass aber das deutsche Volk heute unter allen anderen «das am schwersten kranke Volk» zu sein scheine. Die erste und die zweite Publikation nochmals in der Aufsatzsammlung: *Eine Schweizer Stimme 1938–1945.* Zollikon 1945, S. 334–370 und S. 371–381. Auf seiner zweiten Deutschlandreise hielt Barth auf Einladung des württembergischen Innenministers im Staatstheater Stuttgart am 2. Nov. 1945 den Vortrag «Wort an die Deutschen» vor 1500 Zuhörern, dann an der Universität Tübingen vor 2000 Zuhörern u.a. mit der Aufforderung, man solle aus dem «Untertanendenken» heraustreten. Zur biografischen Einordnung: Eberhard Busch, *Karl Barths Lebenslauf.* München 1975 (Diss. Basel), 3. Aufl. 1978, S. 336ff. Vgl. auch Daniel Cornu, *Karl Barth et la politique.* Genf (1967), S. 107ff. – Sowie Frank Jehle, *Lieber unangenehm laut als angenehm leise. Der Theologe Karl Barth und die Politik 1906–1968.* Zürich 1999/2002.

In einer längeren Passage von immerhin zehn Seiten (S. 36–46) umschrieb er aber die schweizerische Position während des Kriegs, er beurteilte sie als sehr fragwürdig, es sei auch darum nicht angezeigt, jetzt ein hochmütiges Verhalten an den Tag zu legen. Dazu wörtlich: «(Wir sitzen) auf keinem hohen Ross, sondern auf einem bescheidenen Esel mit langen Ohren» (S. 46). Barth hob zwei schweizerische Wesensmerkmale hervor: die angebliche Nüchternheit, auf die wir später noch zurückkommen; und die Neigung zur Schulmeisterei, die wohl etwas mit der privilegierten Abseitsposition des neutralen Kleinen zu tun hat.[12] Barth erklärte, dass «wir Schweizer» von Natur her eine pädagogische Nation seien und die Gefahr darum gross sei, dass wir den Deutschen gegenüber aufs Katheder steigen könnten (S. 23). Barth gab zu bedenken, dass man in der Schweiz über die heutigen Deutschen zu wenig wisse, als dass man mit ihnen «fertig» sein könne (S. 5). Gestützt auf eine bereits damals kursierende, aber anders aufgefasste Metapher machte er darauf aufmerksam, «dass gerade zwischen den deutschen Menschen und uns seit zwölf Jahren so etwas wie ein eiserner Vorhang heruntergegangen ist» (S. 7, 13).[13] Darum könne man nicht wissen, wie sehr sich – man beachte die soziale Stratifizierung – der deutsche Arbeiter, der deutsche Bauer, der deutsche Pfarrer, die deutsche Frau widersetzt hätten (S. 7). Er sei im übrigen überzeugt, dass der innerdeutsche Widerstand grösser war, als man bisher wahrgenommen habe (S. 9). Offen liess er, ob die überwiegende Mehrzahl das Regime gewollt oder mindestens gutgeheissen habe oder ob das deutsche Volk in seiner überwiegenden Mehrheit das erste und beklagenswerteste Opfer der NS-Maschine gewesen sei (S. 8). Keine Unklarheit bestand für ihn jedoch im Wesen des Nationalsozialismus selbst; er sei nicht nur, wie etwa im revolutionären Russland, mit Unmenschlichkeit *verbunden*, sondern *identisch* mit Unmenschlichkeit (S. 6). Warum aber habe sich der Nationalsozialismus ausgerechnet in Deutschland entfaltet? Wie Nationalsozialismus und Deutschland miteinander in Beziehung setzen? Barth blieb es ein «Rätsel» und «Geheimnis» (S. 13/14). Dennoch referierte er ein paar Erklärungen: Eine vorweg erwähnte und

12 Die «Schulmeisterei» bildet im Umgang mit weltpolitischen Vorgängen ein stehendes Problem. Die Richtlinien der Pressekontrolle im Zweiten Weltkrieg forderten, dass Ratschläge und Schulmeistereien zu unterlassen seien (6. Januar 1940). Vgl. Georg Kreis, *Zensur und Selbstzensur. Die schweizerische Pressepolitik im Zweiten Weltkrieg*. Frauenfeld 1973, S. 242ff. Bettina Hürlimann kam in ihrem Brief vom 25. Mai 1945 an Barth ebenfalls auf diesen Punkt zu sprechen: Die Verwirklichung des Freundschaftsgebots sei für den «Durchschnittsschweizer» nur möglich, «wenn er seine angeborene Pädagogik an den Nagel hängt und mitleidender Mensch und Freund ist» (Brief KBA 9345.339).Vgl. auch unten Anm. 43.

13 «Eiserner Vorhang»: Der Begriff war bereits im NS-Vokabular als Ausdruck für die sowjetische Abgrenzung verwendet worden, vgl. Joseph Goebbels in «Das Reich» vom 25. Februar 1945 oder der Bericht zur Jalta-Konferenz «Hinter dem Eisernen Vorhang» im gleichen Blatt bereits vom 18. Februar 1945. Der Begriff wurde dann als Schöpfung Churchills wegen dessen Rede in Fulton vom 5. März 1946 gedeutet. – Der Vf. des Artikels von Anm. 8 verwendete die Metapher auch noch ein Jahr später für die Abschottung des Dritten Reichs gegenüber der demokratischen Welt, wie er im September 1946 von einer Art sprach, «die hinter dem nationalsozialistischen eisernen Vorhang» kaum wahrnehmbar war.

mittlerweile gängige These ging davon aus, dass «der deutsche Mensch in ganz besonderer Weise ein Wesen mit zwei ganz verschiedenen Seelen» sei, so dass man «in jedem Deutschen zugleich etwas von Friedrich Schiller und Matthias Claudius, aber auch etwas von Joseph Goebbels und von Heinrich Himmler, etwas vom Geist von Weimar, aber auch etwas vom Geist von Potsdam zu suchen hätte» (S. 8).

Die Auseinandersetzung mit der Frage, warum «die heutigen Deutschen» so sind, wie sie sind, gehört nicht zu den stärksten Partien dieses Textes. Er referiert sechs Erklärungen, die er «Theorien», aber auch Erzählungen, also Narrative, nennt. Tatsächlich will er aber nicht die Deutschen, sondern den Erfolg des Nationalsozialismus in Deutschland erklären. Eine dieser Erklärungen bezieht sich auf die deutsche Geschichte und ergeht sich dabei in einer gängigen Deutung des deutschen Wesens: Auch an anderer Stelle spricht er von einer historischen Linie, die von Friedrich dem Grossen über Bismarck zu Hitler geführt habe (S. 12, 16, 33). Hitler ist Vollender und zugleich Zerstörer des Werks seiner Vorgänger. Einmal wird diese Reihe noch durch Wilhelm II. ergänzt. Die Verantwortung liegt aber nicht allein bei den deutschen Staatsmännern, sondern auch bei «den deutschen Menschen» (es ist nie von Bürgerinnen und Bürgern die Rede). Sie hätten Verantwortung übernommen, «indem sie einst Bismarck, dann Wilhelm II. und nun endlich zuletzt Adolf Hitler Nachfolge geleistet und alles, was ihnen befohlen wurde, willig und geduldig getan haben» (S. 33). Die Erklärung, welche die gegenwärtigen Verhältnisse als Folge der preussischen Kultur deutete, als Produkt der «Untertanenmentalität, Subordinationsgesinnung und Autoritätssucht» genügte Barth nicht, ebenso wenig die anderen Erklärungen, welche das NS-Regime als Resultante eines Ausbruchs einer uraltertümlichen Offenbarung des animalischen Urmenschen oder der Auswüchse des kapitalistischen Wirtschaftssystems oder der geopolitischen Lage und des Anspruchs auf einen Platz an der Sonne oder gar einer triebhaften Kriegsverfallenheit und Todesliebe oder der völligen und konsequenten Ablehnung der christlichen Lehre deuteten. All diese Erklärungen enthielten seines Erachtens zwar bedenkenswerte Überlegungen, sie vermochten aber nicht zu erklären, warum sich dies und jenes ausgerechnet in Deutschland entfalten konnte (S. 13). Darum solle man nicht meinen «den Schlüssel zum Geheimnis der Völker schon in der Tasche zu haben» (S. 14). Dies hinderte ihn aber nicht, dennoch ein paar «deutsche Eigenschaften» anzusprechen und zu benennen, drei Eigenschaften, die, wie man einwenden muss, aber keineswegs spezifisch deutsch sind: 1. die Eigenschaft, über unangenehme politische Erinnerungen grosszügig hinwegzuleben und sie in ihr Gegenteil umzudeuten (er bezog dies insbesondere auf die kriegerische Phase der Jahre 1860–1870); 2. die Eigenschaft (mit der Formulierung «die Deutschen lieben es»), auf jede politische Anklage mit Entrüstung und einer Gegenanklage zu reagieren (dies bezog er insbesondere auf die Reaktionen auf den Versailler Vertrag); 3. die Eigenschaft,

statt sich selbstkritisch mit dem eigenen Verhalten auseinanderzusetzen, sich in geschichtsphilosophischem und religiösem Tiefsinn zu ergehen, der sich auf die grossen historischen Notwendigkeiten und die Sündenhaftigkeit aller Menschen und Völker beruft (S. 33ff.). Barth verstand diese Erklärungsansätze aber nicht als ultimative Deutungen, vor allem bedurfte er ihrer nicht, vertrat er doch die Auffassung, dass man sich den Gegebenheiten bedingungslos stellen und den Deutschen, wie immer sie seien, mit einer freundschaftlichen und geduldigen Haltung begegnen müsse.

Barth war die ethische Frage jenseits von Zeit und Raum wichtig, und er ging selbstverständlich davon aus, dass das Böse wie das Gute nicht spezifischen Völkern eigen ist. Im Falle des schweizerisch-deutschen Verhältnisses ging es ihm eher darum, das Ungenügen auf schweizerischer Seite anzusprechen und diesbezüglich Erwartungen zu formulieren, während er dem sehr offensichtlichen Ungenügen auf der deutschen Seite mit Zurückhaltung begegnete. Er erwartete, dass dies sein schweizerisches Publikum, an das er sich wandte, ebenfalls so halten werde. Sekundär versuchte Barth eine historisch-gesellschaftliche Interpretation des deutschen Versagens zu entwickeln. Die Überlegungen dazu nahmen einigen Raum ein, sie führten aber, wie gesagt, zu keiner abschliessenden Antwort.

Wie kam Barths Botschaft an? Barths Auftritt stiess auf enorme Resonanz, die Vortragssäle waren überfüllt, die Presse berichtete ausführlich, der Referent erhielt zahlreiche persönliche Zuschriften. Alle Reaktionen zeigen: «Die Deutschen und wir», das war eine «heisse Frage», une «question brûlante», wie auch in der französischsprachigen Presse getitelt wurde. Die Reaktionen zeugen von dem starken Orientierungsbedürfnis, das damals herrschte, und dem hohen Ansehen, das der Theologe genoss. Es war durchaus angemessen, wenn Barths Rede an die Nation mit Carl Spittelers berühmter Intervention von 1914 in Verbindung gebracht wurde.[14]

Die Ausführungen über Deutschland und die Deutschland gegenüber einzunehmende Haltung fanden offensichtlich weitestgehende Zustimmung. Nur ein Blatt, das bereits zuvor einen ausgesprochen deutschfreundlichen Kurs verfolgt hatte, warf Barth Einseitigkeit und Voreiligkeit vor und suggerierte, dass Deutschland nur in dem Masse schuldig sei, als es eben unterlegen sei.[15] Kritik kam allerdings auch aus dem freisinnigen Lager: Samuel Guyer beanstandete in den «Schweizer Monatsheften» Barths «undifferenziertes Aburteilen über alle Deutschen» und führte breit aus, warum man nicht von Kollektivschuld sprechen könne.[16] Die «NZZ», das Haupt-

14 Hans Nyffeler in der Besprechung der Publikation im *Bund* vom 9. Mai 1945.

15 Werner Meyer, «Fragen deutscher Zukunft». In: *Nationale Hefte* Nr. 5, August 1945, S.196–218, zit. S. 200ff.

16 Samuel Guyer, «Gedanken zur deutschen Frage». In: *Schweizer Monatshefte für Politik und Kultur*, 25. Jg. H. 8, Nov. 1945, S. 482–494. Bezieht sich auch auf ein Interview, das Barth der «Weltwoche» gegeben hat und am 14. September 1945 erschienen ist.

blatt des schweizerischen Freisinns, reagierte kaum auf Barths Intervention.[17] Die wärmste Unterstützung erhielt Barth von der Europäischen Bewegung: Die Buchbesprechung im «Europäer» betonte die Wichtigkeit der Völkerfreundschaft: «Für uns Europäer gilt das oft gebrauchte Wort: Wir sitzen alle im gleichen Boot!»[18] Eine Stimme der Katholiken äusserte sich in demonstrativer Eigenständigkeit in einem Artikel mit umgedrehtem Titel «Wir und die Deutschen» zum Thema und wies im Abgang noch schnell auf die Schrift des protestantischen Theologen hin. Was das Verhältnis zu Deutschland betraf, sprach sich diese Stimme vom April 1945 dezidiert für eine schweizerische Beteiligung an dem aus, was sie doch ein wenig distanzierend als etwas benannte, was die Alliierten als «notwendige Umerziehung des deutschen Menschen» bezeichnet hätten. Befürchtet wurde vor allem eine Übertragung der Nazi-Ideologie auf die «artverwandte ungeistige und kulturfeindliche Gesinnung des totalitären kommunistischen Denkens». Der Presseartikel gab zu verstehen, dass bei «uns Schweizern» ein grosses Interesse darin bestehe, «dass die kommende Kultur vom katholischen Geiste vornehmlich getragen werde».[19]

Barths Publikation löste auch manche Zuschrift aus. Zwei davon veröffentlichte er zusammen mit ihrer Beantwortung im Sammelband von 1945.[20] Fünf im Nachlass aufbewahrte Zuschriften verdienen wegen ihrer Verfasser und ihres Inhalts besondere Beachtung. Zwei gaben zu verstehen, dass sie mit der historischen Analyse nicht ganz einverstanden seien. Eberhard Vischer, emeritierter Professor für Kirchengeschichte an der Universität Basel, bezweifelte, dass man Bismarck mit Hitler in eine Linie stellen und darum auch ihn als «unheilvollen Verführer» einstufen müsse.[21] Prof. Leonhard Ragaz, die führende Persönlichkeit der schweizerischen Christlich-Sozialen, war mit den Erklärungen zum Aufkommen des Nationalsozialismus und der «Rätsel»-Antwort nicht zufrieden und meinte, die wahren Ursachen könnten und müssten noch gefunden werden.[22] Der Zürcher Mediävist Hans Georg Wirz sprach sich – jedoch nicht im Sinne einer Kritik an Barth – gegen jede Kollektivschuld aus: «Das Collective Urteil über ganze Völker ist das Unheilvollste für Kriegführung und Friedensschlüsse.» Niemand habe das Recht, «von einem gan-

17 Die systematische Durchsicht Jan.–März 1945 förderte keine Berichterstattung zu den Vorträgen zutage, und die Schrift wurde nur in einer grossen Sammelbesprechung kurz besprochen, vgl. Anm. 30.
18 H.G.R. im *Europäer* Nr. 6 vom Juni 1945.
19 J. Sch. in *Neue Zürcher Nachrichten* vom 6. April 1945.
20 Die beiden Briefe sind anonymisiert, bei ihren Verfassern handelt es sich aber um Männer. *Eine Schweizer Stimme 1938–1945*. Zollikon 1945, S. 382. Barth musste insbesondere zum Vorwurf der Kollektivschuld nochmals Stellung nehmen, er betonte aber auch, dass seine Ausführungen nicht an die Deutschen, sondern an die Schweizer gerichtet seien. Einteilungen des einen Briefes übernehmend, sagte er, dass 99% Mitläufer, je ein halbes Prozent Verbrecher und «Helden» waren. Aber: «Die 99% der ordentlichen Deutschen sind nun einmal, nachdem man sie gewarnt, samt und sonders in den falschen Zug eingestiegen, der sie an den Ort gebracht hat, an dem sie heute wohl oder übel auch samt und sonders werden aussteigen müssen» (S. 391).
21 Vischer an Barth, 7. März 1945 (KBA 9345.149).
22 Ragaz an Barth, 15. März 1945 (KBA 9345.169).

zen Volk bedingungslose Kapitulation zu fordern. Diese von Hybris und Unverstand diktierte Formel hat Millionen unschuldiger Menschen das Leben gekostet.» Es sei eine unhaltbare Propagandalüge, «dass der deutsche Soldat in der Geschichte grausamer gewesen wäre als der Krieger anderer Staaten und Völker (...)».[23] Gegen die Annahme einer Kollektivschuld sprach sich auch Max Victor Fraenkl, ein jüdischer Emigrant, aus, und zwar, weil er auf Grund der Presseberichterstattung der Meinung war, Barth habe sich eben für die These der Kollektivschuld ausgesprochen: Das sei ungerecht gegenüber dem deutschen Volk, das Emporkommen der Nationalsozialisten beruhe vielmehr auf einer Kollektivschuld der Staaten![24] Der Historiker Prof. Werner Kaegi lehnte vor allem die Umerziehungspläne ab: «Mir graut vor allem vor dem Unheil aller kulturellen Missionen und geistiger Samariterexpeditionen. Da ist mir das einfache Suppeverteilen à la Heilsarmee im Grunde viel lieber.»[25] Anderen war bereits das «Suppeverteilen» zuviel oder verfrüht; die Zuschrift eines Drogisten meinte mit Bezug auf die Geschichte vom barmherzigen Samariter, dass man doch zuerst den «grässlich verstümmelten Überfallenen» helfen sollte, bevor die «Räuber» etwas erhielten.[26]

Vereinzelt gab es Meinungsäusserungen, dass es vielleicht zu früh sei, gegenüber den Deutschen schon jetzt eine freundschaftliche Haltung an den Tag zu legen.[27] Die markanteste Stellungnahme dieser Art kam im Februar 1945 von Paul Schmid-Ammann, der damals ein wichtiger Sprecher einer kleinen linksbürgerlich-bäuerischen Gruppierung war und später zu den Sozialdemokraten übertrat.[28] Wie Barth hatte er sich während des Kriegs entschieden gegen jede schweizerische Anpassung an die Erwartungen des übermächtigen NS-Regimes ausgesprochen, doch im Unterschied zu Barth nahm er bei Kriegsende eine ausgesprochen harte Haltung ein. Er kritisierte vor allem einen Aufruf des «Forum Helveticum», einer überparteilichen, staatsbürgerlichen Organisation, die sich über den «steigenden Deutschenhass» besorgt zeigte. Barth habe sich ähnlich geäussert, auch wenn er es «vielleicht wieder etwas anders gemeint» habe. Schmid-Ammann lehnte Barths Postulat der bedingungslosen, das heisst nicht auf die eigenständige Besserung der Deutschen

23 Wirz an Barth, 18. Februar 1945 (KBA 9345.104).
24 Brief vom 9. Februar 1945 (KBA 9345.66).
25 Kaegi an Barth, 19. März 1945 (KBA 93.45.174).
26 Hugo Berger an Barth, 26. März 1945 (KBA 9345.185).
27 Zum Beispiel Pierre Borel: «On peut estimer qu'avant de parler aux Allemands le langage de l'amitié, il importe de leur parler le langage de la force» (*La Vie Protestante*, 2. Februar 1945). Oberst Müller vom Schweiz. Generalstab bezweifelte, ob es richtig sei, schon jetzt der «deutschen, heute noch mehr oder weniger am Ruder befindlichen Führung» Versöhnungsangebote zu machen, und vertrat die Meinung, dass Barths Vorträge «unmittelbar kriegsverlängend wirken» würden (Schreiben vom 26. Februar 1945, KBA 9345.122).
28 Paul Schmid-Ammann, Jg. 1900, Mitbegründer des linksdemokratischen Wochenblatts «Die Nation», 1940 Auslandredaktor der «Neuen Bündner Zeitung», 1949 Übertritt zur SP und Auslandredaktor des Zürcher «Volksrechts». Vgl. auch die autobiographische Schrift «Unterwegs von der politischen zur sozialen Demokratie» (1973).

abstellende Freundschaft ab. Nicht direkt auf Barth gemünzt, diesen aber durchaus einbeziehend, distanzierte sich Schmid-Ammann am Schluss seines längeren Artikels von dem, was er «sentimentale Freundschaftsanschmuserei» und «billige Versöhnungsphrase» nannte, und hielt dem entgegen: «Vorläufig sind die Tage des Gerichts angebrochen, und vermessen wäre es von uns kleinen Neutralen, die wir nicht wie die anderen gelitten haben, mit voreiligen Fingern einzugreifen.»[29]

Paul Schmid-Ammanns weitere Ausführungen sind darum von besonderem Interesse, weil sie genau die Auffassungen – endlich – belegen, von denen man annimmt, dass es sie nicht nur gegeben hat, sondern dass sie sogar weit verbreitet waren. Schmid-Ammann hatte keinerlei Hemmungen, ohne grosses Wenn und Aber ein massiv negatives Pauschalbild der Deutschen zu zeichnen. Schon mit dem ersten Satz: «Es gibt wohl kaum ein Volk, das sich mit so viel durchschlagendem Erfolg überall unbeliebt, ja verhasst zu machen versteht wie das deutsche Volk.» Zu den Verhältnissen vor 1914 stellte er fest: «Alles hatte teil an der kritischen Bewunderung der Monarchie, der Uniform. Der Parade, der nationalistischen Zaubersprüche.» In der ausserdeutschen Welt der freien Bürger sei die «merkwürdige deutsche Mischung von innerer Servilität und äusserem Herrenmenschentum» aufgefallen. Die Weimarer Republik habe diesbezüglich wenig verändert, und als das Dritte Reich im Zenit seiner Erfolge stand, da hätte es «jeder Deutscher (...) wahrscheinlich als eine nationale Beleidigung empfunden, hätte man zwischen ihm und dem nationalsozialistischen Regime eine Unterscheidung machen wollen». Später: «Das deutsche Volk, und zwar gerade das gehobene Bürgertum und die Intellektuellen, haben die Politik Bismarcks, Wilhelms II., Hindenburgs und Hitlers gebilligt und den Krieg an sich verherrlicht.» Das Hitlersystem habe «wesentlichen Elementen und Kräften des Deutschtums entsprochen». Das waren alles Aussagen zum angeblich deutschen Wesen. Da und dort wurden die Pauschalfeststellungen mit Formulierungen «In seiner grossen Mehrheit» oder «bis tief in die Arbeiterschaft» etwas relativiert: Es habe wohl einzelne Kritiker gegeben, hinter ihnen sei aber nie eine starke Volksgruppe gestanden. Nochmals zur Zeit vor 1914: Kaum irgendwo habe es Zivilcourage gegeben – «am ehesten noch in südlichen Landen». Schliesslich aber wiederum die Generalaussage, dass «in Deutschland von jeher die Macht und Autorität mehr als die Freiheit gegolten haben». Die Nazi-Barbarei habe unmöglich das Werk einer kleinen Clique sein können, daran haben auch die Polizei, die Wehr-

29 Paul Schmid-Ammann, «Die Deutschen und wir» In: *Freier Aargauer* vom 14. Februar 1945, 2 Teile im 1. und 2. Blatt, übernommen aus der *Neuen Bünder Zeitung*. Was zum besseren Verständnis von Schmid-Ammanns Stellungnahme zu berücksichtigen ist: Sie richtete sich mindestens so sehr auch gegen einen Aufruf des «Forum Helveticum» und ein Flugblatt der Deutschen Kolonie, das sich jetzt auf eine opportunistische Weise von einem Regime distanzierte, zu dem sich die Deutschen zuvor nicht nur aus Zwang bekannt hätten.

macht und die Verwaltung teilgenommen «und damit ein ganz erheblicher Teil des deutschen Volkes selbst». Soviel zum Deutschlandbild.

Die Reaktionen auf Barths Ausführungen über die Schweiz in den Kriegsjahren und die kurze Erwähnung der Sowjetunion fielen zum Teil heftiger aus. Wilhelm Röpke warf Barth in der «NZZ» vor, er habe in seiner Schrift den Kommunismus als das Gegenteil des Nationalsozialismus erscheinen lassen, derweil dieser doch – «wie es der Wahrheit entspricht» – nur eine Variante davon sei.[30] Bezüglich der Schweiz wurde von mehreren Stimmen markant Nichteinverständnis markiert. Man könnte versucht sein, diese Reaktionen hier ausführlich zu rekapitulieren, weil sie in manchem dem entsprechen, was man in der jüngsten Kontroverse um den so genannten «Bergier-Bericht» erlebt hat. Diese Stimmen können uns hier aber nicht weiter interessieren, da sie nicht zum Thema gehören.[31] Einige stiessen sich speziell daran, dass Barth die kritischen Äusserungen über die Schweiz in seinem Text ausgerechnet einen Deutschen aussprechen liess, das heisst rhetorisch diesem in den Mund legte. Pfarrer Hermann Kutter: «Es hat mich einen Moment lang gestossen, dass Sie die Haltung der Schweiz – auch gegenüber dem supponierten 'klugen Deutschen' – als blosse Windfähnchenpolitik und allzugrosse Schlauheit bezeichneten.»[32] In der Presse wurde Barth vorgeworfen, er habe gegen die Staatsräson polemisiert, der er es letztlich doch verdanke, dass er auf der Kanzel und dem Katheder stehen und frei reden könne. Barths Kritik an der schweizerischen Haltung würde nach Tageskonjunktur riechen.[33]

30 Röpke relativiert den Aussagewert der Schrift, indem er bemerkt, der Theologe und Moralphilosoph berühre die politischen, sozilogischen und historischen Fragen ebenso wenig wie die konkreten Lösungen. Das sei sein gutes Recht, aber auch seine Beschränkung. In der Einleitung zur Besprechung definierte er das Deutschlandproblem als weit über den Nationalsozialismus hinausgehend; es sei «ein alter Abzess, der erst jetzt voll gereift und aufgegangen ist. Es ist das beunruhigende Rätsel, zu dem die Deutschen Europa und der Welt mehr und mehr seit Bismarck geworden sind.» Wilhelm Röpke, «Literatur über das Deutschlandproblem». In: *NZZ* Nr. 980 vom 23. Juni 1945.

31 Es wurde ihm u.a. vorgeworfen, Bundesrat Obrechts Rede von 1938 («Wir werden nicht wallfahren gehen») und General Guisans Rütli-Rapport nicht erwähnt zu haben. Andere vermissten zusätzlich eine positive Erwähnung des Kabaretts Cornichon, des «Nebelspalters», der religiös-sozialen Presse («Neue Wege» / «Der Aufbau») sowie der Arbeiterpresse (insbesondere alt Pfarrer Lukas Stückelberger von Winterthur in seinem Schreiben vom 13. März 1945 [KBA 9345.163]).

32 Brief vom 16. Februar 1945 (KBA 9345.100). Oder R. Hans, Lehrer, der in seiner Zuschrift vom 21. Februar 1945 die Meinung vertrat, man solle froh und dankbar sein, dass die Schweiz vielleicht gerade wegen ihrer Windfahnenpolitik unversehrt geblieben sei (KBA 9345.113). Oder Dr. iur. Walter Im Hof-Gsell, der in seinem Brief vom 5. März 1945 es als billig kritisierte, das Stillehocken jetzt, da die allergrösste Gefahr vorüber sei, zu verspotten (KBA 9345.139). Dem kann stellvertretend auch für andere die zustimmende Äusserung von Dr. med Erwin Lejeune vom 14. Februar 1945 gegenüber gestellt werden: «Da hast Du uns ja schon bis auf den absoluten Nullpunkt geführt und in zerdrückender Zusammenfassung uns vor Augen gestellt, was wir im Laufe der Jahre so bitter und in tiefer Beschämung miterlebt haben und wofür wir alle in kollektiver Verantwortung mit haftbar sind, da wir nicht herausgeschrieen haben und nicht in persönlichen Eingaben und immer wiederholten Einsendungen gegen diesen Kurs protestiert haben und Nutzniesser von Schlauheit und Charakterlosigkeit geworden sind» (KBA 9345.88).

33 Es sind aber nur Randbemerkungen in Artikeln, die mehrheitlich zustimmend reagierten (*Aargauer Tagblatt* vom 14. Februar 1945 und *Neue Berner Zeitung* vom 22. Februar 1945).

Karl Barth lieh der schweizerischen Bevölkerung, die gegenüber Deutschland eine versöhnliche Haltung einzunehmen bereit war, seine Stimme und verstärkte mit seinen Auftritten zugleich diese Seite.[34] Daneben gab es aber auch (mindestens) eine andere Seite, die sich wesentlich weniger öffentlich artikulierte, aber wohl stark verbreitet war und nur indirekt über die Äusserungen der versöhnlich gestimmten Personen belegt ist. In den Zuschriften, die Karl Barth nach seinen Auftritten erhielt, finden sich immer wieder Hinweise auf den virulenten Deutschenhass, auf den plötzlichen Mut zur Abgrenzung, das Pharisäertum, etc. In einem Schreiben vom April 1945 heisst es etwa: «Extreme Haltungen des Hasses und der Abneigung sind unter den meisten Schweizern häufiger geworden, darum ist Ihr Pamphlet um so interessanter.»[35]

Als Beleg für die beiden Haltungen, die versöhnliche und die gehässige, sei auch noch eine katholische Stimme aus den ersten Nachkriegstagen zitiert, welche die Deutschfeindlichkeit ablehnte: «Wir wissen, dass es auch in unserem Lande leider schon viele Menschen gibt, die es verlernt haben, menschlich zu denken, die nur noch summarisch urteilen und aburteilen können, Deutschland und den Nationalsozialismus einfach identifizieren und dem deutschen Menschen auch in der Nachkriegszeit nichts Besseres wünschen, als äusserste Demütigung und harte Strafe (...) Das Schicksal, das Deutschland heute erreicht hat, und das es in der Zukunft als besiegtes und schuldbeladenes Volk wird durchkosten müssen, ist wahrlich hart genug, so dass es sich erübrigt, dass wir Schweizer noch unsere eigenen Rachegedanken und Drohungen hinzufügen. Wenn uns jemand wegen dieser hier geäusserten Gedanken als Profaschisten verschreien will, so mag er es ruhig tun.»[36]

Was der junge, damals erst 27jährige Herbert Lüthy als Journalist im Frühjahr 1945 ausführte, sei schlicht wegen seines eigenen Werts hier berücksichtigt, aber auch weil Lüthy noch schärfer, als Barth es tat, gegen die wohl nicht zu Unrecht befürchtete Neigung anschrieb, jetzt über Deutschland Gericht halten zu wollen. Lüthy hielt es schon für grundfalsch, sich mit der «Deutschenfrage» zu beschäftigen, weil sie dorthin führe, wo auch die so genannte «Judenfrage» hingeführt habe, die in der scheinbaren Frage mit der «Kollektivschuld» und der Idee der Andersartigkeit doch bereits die Antwort enthalten habe.[37] «'Die' Deutschen: wer es hinnimmt, über diesen Gegenstand zu diskutieren, hat schon eingewilligt, siebzig Millionen Menschen die Einheitsmaske eines Nationalcharakters aufzuerlegen, der vielleicht dem Durch-

34 Vgl. auch die Würdigung von Helmut Gollwitzer an der Trauerfeier: *Karl Barth 1886–1968. Gedenkfeier im Basler Münster* (Theologische Studien, H 10, Zürich 1969, S. 37–40. Besonders S. 39f. (Hinweis von H.A. Drewes).

35 Ernest Zaugg mit einer Anfrage für ein Interview für den «Christian Science Monitor», 29. April 1945 (KBA 9345.239).

36 *Basler Volksblatt,* Beilage Christliche Kultur, 6. April 1945. Zit. in Gysling u.a., 1995, S. 43. 8 (vgl. Anm. 48).

37 Das Thema dennoch aufgreifend: Wilhelm Röpke, *Die Deutsche Frage*. Erlenbach-Zürich 1945. Eine weitere Schrift mit gleichem Titel 1946 zur Problematik «ein Jahr danach».

schnitt einiger sehr oberflächlicher Beobachtungen, aber keiner lebendigen sozialen und psychologischen Wirklichkeit entspricht, und dabei gerade von dem zu abstrahieren, was ihre Einheit ausmacht: von der Situation, in der sie gestellt sind.» Es sei kein Wunder, wenn die flinken Erforscher der «deutschen Mentalität» jetzt nichts anderes vorfänden, als Betäubung, Apathie und ein stumpfes, fassungsloses Nachkäuen der NS-Propagandaparolen. Für Lüthy gab es nicht *die* Deutschen, sondern nur ein Land, das er aus der unideologischen Wahrnehmung des Historikers weiter so umschrieb: «Es gibt kein anderes Deutschland als Deutschland, sehr vielgestaltig, sehr formlos, ohne natürliches Zentrum und fest angewiesenen Platz, erschreckend formbar und wandelbar, beladen mit unausgetragenen historischen Konflikten und Flüchen und im Zentrum aller Spannungen des europäischen Chaos.» Als Historiker konnte er seine Leser daran erinnern, was Völkerpsychologen in früheren Zeiten über die Franzosen gesagt hatten. Jene Deutungen hätten der damaligen «Evidenz» entsprochen und seien ebenso unrichtig gewesen wie «der Unsinn, der heute produziert wird».[38]

II.

Wir müssen auf die angebliche schweizerische Nationaltugend der Nüchternheit zurückkommen. Karl Barth sagte vom Schweizer, dass er ja nicht so leicht aus der Fassung und aus seiner natürlichen Neigung zur Zurückhaltung und Unparteilichkeit zu bringen sei. «Der Schweizer ist an sich wirklich kein Deutschenhasser» (S. 3). Aufschlussreich ist die Formulierung «an sich» und «wirklich», was doch indirekt einräumt, dass das Negierte durchaus auch vorkommt. Die Grundstimmung der deutschen Schweiz, um nur gerade von diesem Landesteil zu reden, war spätestens mit der Liquidation des österreichischen Nachbarn im März 1938 eine vorwiegend negative und entsprach dem, was man mit «Deutschenhass» zu umschreiben pflegt. Diese Einstellung könnte einer Kombination von zwei negativen Haltungen entsprungen sein: Einmal einem akuten Hass auf ein Regime, ein Land, eine Grösse, wovon auf die Schweiz eine unmittelbare Bedrohung ausging. Zum anderen dem älteren Ressentiment, das sich aus dem Verhältnis zwischen scheinbar oder tatsächlich Unterlegenem und Überlegenem seit längerer Zeit entwickelte, wobei zu bemerken ist, dass das Kräftegefälle schon vor 1914 bestand, damals aber in der deutschen Schweiz kaum beunruhigte.[39] Zur jüngeren Abneigung aus der Zeit vor 1945 hier drei Beispiele:

38 Herbert Lüthy, «Die Verheerungen des Krieges». In: *Bis zur Neige. Epilog des zweiten Weltkrieges 1944/45*. St. Gallen 1945, S. 337–367, zit. S. 356ff.

39 Zur Ablehnung der Romands vor 1914: Georg Kreis, «Krisenreaktionen in der französischen Schweiz vor 1914». In: Georg Kreis, *Vorgeschichten zur Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze,* Bd. 1, Basel 2003, S. 413–427.

1. Die in Südamerika aufgewachsene und in den 1930er Jahren in die Schweiz zurückgekehrte Auslandschweizerin M. erlebte in den Strassen und insbesondere in den Strassenbahnen immer wieder feindselige Reaktionen, weil sie Hochdeutsch sprach und darum für eine Deutsche gehalten wurde. Das Gegenstück dazu war, dass sie von Deutschen als eine der Ihrigen gehalten und darum unfreiwillige Zeugin von gegen die Schweiz gerichteten Bemerkungen wurde.[40]

2. Der schweizerische Generalkonsul in München fuhr im Mai 1940 mit einem Wagen mit deutschem Nummernschild in die Schweiz und erlebte auf der ganzen Strecke nach Bern zahlreiche Beschimpfungen. Viele hundertmal sei ihm, wie er festhielt, «Sauschwob», «Bluthund», «Chaibe Dütsche» und Ähnliches nachgerufen worden. Der Konsul beklagte sich beim Oberkommando der Armee, und dieses hielt dann in einem speziellen Befehl fest, wie sich Wehrmänner gegenüber Ausländern bzw. deutschen Autos zu verhalten hätten.[41]

3. Max Frisch schilderte in seinem Diensttagebuch von 1940 die grosse Wut, die im Esslokal der Soldaten aufkam, als im Tessin das italienisch sprechende Personal ahnungslos einen deutschen und nicht den schweizerischen Radiosender (Beromünster) einstellte: «mit den Fäusten trommelt es plötzlich auf allen Tischen, sie klappern mit den leeren Gamellen, pfeifen durch die Finger, werfen ein altes Brot nach der sprechenden Kiste (...)».[42]

Im Karl-Barth-Archiv findet sich ein aussagekräftiger Beleg zu einer weiteren Variante: Bettina Kiepenheuer, ursprünglich aus Leipzig, 1933 mit dem Verleger Martin Hürlimann verheiratet, selbst Verlegerin und spezialisiert auf Jugendliteratur im Atlantis-Verlag, seit 1939 mit ihrer Familie in Zürich wohnhaft und im Frühjahr 1945 mit Barth in der «Schweizer Gesellschaft der Freunde freier deutscher Kultur» enagagiert, berichtete damals, wie ihr als eingeheiratete «Papierschweizerin» und ihren Kindern in der Schweiz Hass und Misstrauen entgegengebracht würden. Hass und Misstrauen seien so tief, dass sie sich beinahe auch auf die Flüchtlinge – «ja selbst die deutschsprechenden Juden» – entlade. «Ja, selbst Mischehen wie die Unsere und die daraus entsprossenen Kinder werden suspekt.»[43]

Während des Kriegs konnte man die Ablehnung gegen deutsche Ordnungsansprüche nur in begrenztem Mass ausdrücken, weshalb es im Frühjahr 1945 zu Reaktionen kam, die man als Freisetzen von aufgestautem Hass bezeichnen kann. Bekanntlich gab es auch in der Schweiz pogromartigen Reaktionen improvisierter Siegerjustiz. Die Schaffhauser Bevölkerung wurde nach dem gegen Frontisten, Nazi und Faschisten gerichteten sogennanten «Schaufenstersturm» vom Stadtrat mit Pla-

40 Mitteilung der Gattin des ehem. Nationalrats Armin Meili, Zürich 1972.
41 Befehl vom 24. Mai 1940.
42 Max Frisch, *Blätter aus dem Brotsack.* Zürich 1940, S. 46. Die gedämpften Formulierungen tragen die typischen Züge von unter Zensurbedingungen entstandenen Äusserungen.
43 Brief vom 25. Mai 1945 (KBA 9345.339).

katen dazu aufgefordert: «Methoden, die unser demokratisches Staatswesen bisher als demokratiefeindlich ablehnte und die an bedenkliche Vorkommnisse im Ausland erinnern, dürfen bei uns nicht angewendet werden» (9. Juni 1945).[44] Ein Motiv könnte dabei simple Rache gewesen sein, man sah in Deutschland den Verantwortlichen für sechs Jahre der Angst, der Entbehrungen, beschwerlicher Dienstpflichten und verpasster Ausbildungen etc. Auf einer feineren, psychologisierenden Ebene liegt die Deutung, dass man mit den Ausschreitungen und Abrechnungen eine entlastende Differenz zwischen sich selbst und den anderen herstellen wollte. Man benötigte Sündenböcke und fand sie leicht in den schweizerischen Auslanddeutschen und in ein paar Eigenen, die man, wie das Codewort lautete, nachträglich der «Anpassung» überführte.[45] Ein exemplarischer und die Historikerzunft unter Umständen speziell interessierender Fall ist die Abrechnung mit dem der landesverräterischen NS-Freundlichkeit bezichtigten Mediävisten Hektor Ammann. Er wurde 1945 mit einem Berufsverbot belegt und musste sich in Deutschland eine neue Existenz aufbauen.[46]

Die so genannten «Säuberungsaktionen» (mit Landesverweisungen) galten den aktiv tätig gewesenen Nationalsozialisten, sie prägten aber allgemein die Stimmung und tendierten – wie jede Hetze – dazu, zu weit zu gehen und auch Unschuldige zu treffen. Es wurde wenig darauf geachtet, seit wann und warum die Deutschen in der Schweiz lebten. Paradoxerweise hatte sich die Abneigung schon in den 1930er Jahren auch gegen deutsche Emigranten gerichtet, die als Gegner des NS-Regimes in die Schweiz gekommen waren. Die in der Schweiz lebenden Deutschen waren dem Verdacht ausgesetzt, sich nur darum in der Schweiz eingenistet zu haben, weil man ihr als Mitglieder der 5. Kolonne im Ernstfall in den Rücken habe fallen wollen.[47] In erster Linie waren sie damit gemeint, wenn jetzt von «Nazibrut», «Nazibrüdern» und «braunen Wüstlingen» die Rede war. Die «jenseits des Rheines» lebende deutsche Bevölkerung wurde dagegen kaum mit negativen Qualifizierungen bedacht. Das Bedürfnis nach Abgrenzung und Abspaltung konnte mit der Distanzierung vom

44 *Schaffhauser Kantonsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts,* Bd. 2. Schaffhausen 2002, S. 810ff.

45 Der junge Herbert Lüthy warnte im Sommer 1945 eindringlich vor der angewachsenen Unduldsamkeit, vgl. «Fragmente zu einem Instrumentarium des geistiger Terrors» (*Schweizer Annalen* H 7, Aarau 1945), neuerdings in *Werke III*, Essays I, Zürich 2003, S. 60–77. Vgl. auch Gerhart Waeger, *Die Sündenböcke der Schweiz. Die Zweihundert im Urteil der geschichtlichen Dokumente 1940–1946.* Olten 1971.

46 Zum Fall Hektor Ammann vgl. Willi Gautschi, *Geschichte des Kantons Aargau.* Baden 1978, S. 496–509.

47 Vgl. Ruedi Brassel-Moser, *«Das Schweizerhus muss sauber sein». Das Kriegsende im Baselbiet.* Liestal 1999. – Patrick von Hahn, «'Sauberer als Bern?' Schweizerische und Basler Politik gegenüber den nationalsozialistischen Organisationen in der Schweiz (1931–1946)». In: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte,* Vol. 51, 2001, H 1, S. 46–58. – Wichtiger Hinweis aus der entgegengesetzten Perspektive: Arnulf Moser, «Fort mit der 5. Kolonne, raus mit den Nazis!». In: *Tages-Anzeiger* vom 10. Mai 2005. Moser hob hervor, dass die mit Landesverweis belegten kleinen «Nazi» noch jahrelang benachteiligt blieben, während grössere Nazi aus dem Reich längst wieder in die Schweiz einreisen durften.

Feind im eignen Land offenbar vollauf befriedigt werden. So konnte man darauf verzichten, auch noch das gesamte deutsche Volk zu diesem Zweck zu dämonisieren. Eine spezielle, dritte Kategorie bildete übrigens die benachbarte Grenzbevölkerung, mit der man sich verbunden fühlte und die man mit Aktionen der «Grenzlandhilfe», so gut es ging, zu unterstützen versuchte.[48]

In den Akten zu den Hilfsaktionen, die wir im dritten Teil näher zur Kenntnis nehmen, heisst es wiederholt, dass die Deutschlandhilfe «unpopulär» sei.[49] Präzisierungen gibt es aber kaum. Einmal ist von einem negativen «weitverbreiteten Geisteszustand» die Rede. Die Ablehnung galt offensichtlich weniger den Deutschen als dem Nationalsozialismus. Der liberale Genfer Nationalrat Adrien Lachenal befürchtete eine von Schweizern gegen Deutschlandhilfe geführte Polemik und erklärte in einer internen Beratung vom September 1945 weiter: «Was die Deutschen erleiden, ist nur die Konsequenz ihrer früheren Taten. Man darf nicht vergessen, was geschehen ist.»[50] Die massivste Ablehnung kam von den schweizerischen Kommunisten. 1946 sprachen sie sich (als ob es je darum gegangen wäre) dagegen aus, dass die Hauptsaufgabe der demokratischen Schweiz die Deutschlandhilfe sei, «solange Hunderttausende von SS- und SA-Verbrechern in Deutschland durchgefüttert werden und die Hilfe an die Länder, die jahrelang unter dem Hitlerterror gelitten haben, nicht in weit grösserem Masse als bisher erfolgt».[51] Die Ablehnung galt dem nationalsozialistischen Deutschtum, ein Bemühen des Deutschtums schlechthin war nicht nötig. So finden sich denn auch keine Äusserungen, welche so etwas wie eine Perspektivierung nach der Formel «Von Bismarck bis Hitler» vorgenommen hätten. Der aktuelle Negativbefund genügte, man musste nicht auch noch weitere, allgemeinere Vorbehalte gegenüber den Deutschen anmelden. Die momentanen Auslassungen ordneten sich nicht in die grössere Tradition der Germanophobie ein.[52]

48 Auf die Verhältnisse 1945 im Grenzland bezogen: Simone Chiquet, Pascale Meyer, Irene Vonarb (Hg.), *Nach dem Krieg.* Zürich 1995. – Allgemein zum Kriegsende: Erich Gysling, Mario König, Michael T. Ganz, *1945 – Die Schweiz im Friedensjahr.* Zürich 1995.

49 Schmitz, 2001, S. 73 und 83.

50 Schmitz, 2001, S. 100. Ständerat F.T. Wahlen (BGB) glaubte dagegen einen «Umschwung in der öffentlichen Meinung» feststellen zu können. Ebenda.

51 Schmitz, 2001, S. 209.

52 Wie man bei Barth bereits feststellen konnte, wurde allenfalls eine historische Linie gezogen, wonach Hitler das Erbe Bismarcks zu Ende geführt und jener «östliches Autokratentum mit einer antidemokratischen, menschenverächterischen und bürokratischen 'Sozialpolitik' vermengt habe, was im Effekt dazu führen musste, alle demokratischen und föderativen Volkskräfte zu schwächen und das deutsche Volk zu einem Instrument zentralistischer und militaristischer Innenpolitik und einer expansiven und herausfordernden Aussenpolitik zu machen» (Ernst von Schenck, vgl. Anm. 68, S. 210).

III.

Auch den dritten Teil, der den schweizerischen Hilfsaktionen gilt, kann man mit einem weiteren Satz aus Karl Barths Schrift von 1945 einleiten: «In den Vereinigten Staaten soll man auf dem Sprung sein, nach dem Krieg eine ganze Schiffsladung von Lehrkräften nach Deutschland zu schicken, um den Verwilderten nach so viel Wotansdienst, Nihilismus und Schiessübungen menschliche Bruderschaft, Demokratie, Respekt vor Gesetzen, Friedensliebe (...) beizubringen» (S. 23). Die Absicht sei vortrefflich, könne aber nicht gut rauskommen.

Es geht hier nicht darum, die schweizerischen Hilfsaktionen als solche nachzuzeichnen, und auch nicht um eine Analyse der Trägerschaft dieser Aktionen, so interessant dies wäre. Hier geht es um die Erfassung des Deutschlandbildes, wie es sich über die Hilfsaktionen erschliessen lässt. Die Deutschlandhilfe der Nachkriegsjahre reihte sich in die Tradition der humanitären Hilfe ein. Ihre Besonderheit bestand aber darin, dass sie sich nicht auf materielle Hilfe beschränkte, sondern explizit auch geistige Hilfe sein wollte. Die Hilfsbereitschaft manifestierte sich auf der Ebene der gesellschaftlichen Führungsschicht recht schnell, beinahe reflexartig, aber gegen nicht weiter konkretisierte Vorbehalte der breiten Bevölkerung. Bereits im Oktober 1944 hatte sich als provisorisches Gebilde eine «Schweizerische Gesellschaft der Freunde freier deutscher Kultur» gebildet.[53] Im Dezember 1945 wurde diese in die «Schweizerisch-deutsche Kulturvereinigung» übergeführt.[54]

Ein Jahr zuvor, im Dezember 1944, hatte die offizielle Schweiz die so genannte «Schweizer Spende für Kriegsgeschädigte» für akute Notlinderung im Ausland und den Wiederaufbau im Nachkriegseuropa lanciert.[55] Anfänglich war in diesem auf zahlreiche Länder verteilten und auf materiell-caritative Unterstützung ausgerichteten Hilfsprogramm Deutschland ausgeschlossen. Schweizerischerseits war man sich einig, dass Deutschland-Hilfe eigentlich besonders dringend, anderseits aber auch besonders heikel war. Die Regierung bekräftigte noch im Sommer 1945, dass offizielle Hilfe wegen des innenpolitischen Unverständnisses und der Fehlinterpretation der Siegermächte «nicht opportun» sei. Dafür ermunterte man private Orga-

53 Bekanntmachung der Konstituierung vom 27. Oktober 1944 u.a. mit der Feststellung, es müssten weiteste Kreise für die Überzeugung gewonnen werden, «dass ein freies deutsches Kulturleben die entschiedene Anteilnahme der demokratischen Schweiz verdient und dass seine Förderung im wohlverstandenen Interesse des schweizerischen Geisteslebens liegt» (PA 1032a, vgl. Anm. 71). In der Generalversammlung vom 6. März 1945 kam es zu einer Kontroverse um die Frage, wie man sich zum internationalistischen, an Moskau orientierten «Freien Deutschland» und zum sozialdemokratischen, nationalstaatlichen «Demokratischen Deutschland» einstellen solle. Zur Unterscheidung vgl. Karl Hans Bergmann, *Die Bewegung «Freies Deutschland» in der Schweiz 1943–1945*. München 1974, u.a. S. 98ff.

54 Längere gleich lautende Berichte in der *Neuen Aargauer Zeitung* vom 19. Dezember und in der *Basler Arbeiter-Zeitung* vom 20. Dezember 1945. Kurzbericht in der *NZZ* vom 20. Dezember 1945.

55 Schweizer Spende 7,7 Mio.: 3.2 Mio. für Holland, 1,6 Mio. für Frankreich, 0,8 Mio. für Belgien, 0,7 Mio. für Norwegen.

nisationen «als Motor für die öffentliche Meinung» zu wirken.[56] Bis zum Oktober 1945 war die Entwicklung dann so weit gediehen, dass man mit der offiziellen Hilfe beginnen konnte, und zwar mit Erholungsaufenthalten für deutsche Kinder. Bis 1947 wurde die Deutschland-Hilfe derart bedeutend, dass ein sozialdemokratischer Parlamentarier mahnte, man dürfe nicht zulassen, dass die «Schweizer Spende» sich zu einer reinen Deutschlandspende entwickle.[57]

Private Helfer betonten schon früh, dass Deutschland auch geistige Hilfe benötige. Ein internes Papier hielt im September 1945 fest, dass man nicht aus «irgendwelchen Sentimentalitäten und menschlich-allzumenschlichen Sympathien» helfen wolle, sondern «aus einer Verantwortung für das zukünftige Schicksal Europas und der ganzen Menschheit».[58] Gleich daneben lag ein durchaus nicht selbstloses Motiv, das sich in der Erkenntnis ausdrückte, dass das «Problem Deutschland» ein Problem der Selbsterhaltung der anderen europäischen Länder sei und dass energische Massnahmen nötig seien, «wenn man den völligen Zerfall eines grossen Volkes sich nicht über die Grenzen ausbreiten lassen will».[59] Oder in einer weiteren Formulierung: «Europa, die Menschheit kann ein Deutschland des Chaos, der Auflösung, eine verwesende Volksleiche in ihrer Mitte nicht brauchen, nicht ertragen.»[60] Das privat organisierte «Büro für Deutschlandhilfe» erklärte im Oktober 1945: «Ein physischer und geistiger Krankheits- und Seuchenherd in Deutschland ist eine Gefahr für ganz Europa.»[61] Dies waren die ersten Diagnosen. Dass auch der Ausbreitung des Kommunismus entgegengetreten werden müsse, war erst eine spätere, 1947 sich ausbreitende Sorge. Als gängige Bezeichnung für die aus Deutschland drohende Gefahr diente der bereits ältere Begriff des «deutschen Nihilismus».[62]

Die privat lancierte kulturelle Deutschlandhilfe kam bald auch unter das Dach der «Schweizer Spende», doch wurden die «Schweizerische Kommission Bücherhilfe» und der «Schweizerische Vortragsdienst» recht selbstständig geführt. Was war das Ziel dieser Hilfsaktionen und von welchem Deutschlandbild gingen diese aus? Das Ziel wurde meistens auffallend offen formuliert: Die Aufnahme deutscher Studenten wurde damit begründet, dass es um die «geistige Wiederherstellung der deutschen Jugend» gehe.[63] Eine wahrscheinlich repräsentative Leserzuschrift führte aus,

56 Schmitz, 2004, S. 216ff.
57 Nationalrat Reinhard in der aussenpolitischen Kommission des Nationalrats vom 21./22. Mai 1947. Zit. nach Schmitz, 2004, S. 219.
58 Prof. Walther Zimmerli im September 1945 von der «Kommission für Deutschlandhilfe», zit. nach Schmitz, 2001, S. 84.
59 *Arbeiter-Zeitung*, 11. Oktober 1945, zit. nach Schmitz, 2001, S. 87.
60 Ernst von Schenk, Anm. 68, S. 11.
61 Veröffentlicht in *NZZ* vom 29. Oktober 1945, zit. nach Schmitz, 2001, S. 89.
62 Zum Teil an Rauschnings Buchtitel von 1938 anknüpfend. Zum Beispiel auch in der Interpellation von Nationalrat Ernst Boerlin vom Juni 1946, zit. bei Schmitz, 2001, S. 195.
63 In den Jahren 1947–1950 erhielten 1000 Studenten die Gelegenheit, an der Universität Basel zu studieren. Vgl. Schmitz, 2001, S. 187.

man stehe vor der grossen Aufgabe, das deutsche Volk wieder zu «anständigen» Menschen zu machen.[64] Bei den Buchlieferungen nach Deutschland waren Schriften mit ausgeprägt politischem oder ideologischem Charakter jedoch ausgeschlossen, und man war sich im allgemeinen einig, dass man die Deutschen nicht zu bestimmten Auffassungen erziehen wolle.[65]

Zwei Äusserungen aus vergleichsweise später Zeit, nämlich dem Jahr 1947, hielten fest, es gehe darum, «die Deutschen zu Demokraten zu machen» oder «das Erdreich (aufzulockern) für eine demokratische Saat».[66] Noch später, im März 1948, gelangte das antikommunistische Motiv weiter in den Vordergrund, etwa mit der Formulierung, die Schweiz dürfe nicht zu zurückhaltend sein, weil sich andernfalls «der leider schon viel zu nahe Osten» weiter der Schweizergrenze nähern könnte.[67]

Der für deutsche Kriegsgefangene in England organisierte und mit öffentlichen Geldern finanzierte Vortragsdienst sowie die wirklich privaten Vorträge, die auf Einzeleinladungen nach Deutschland zustande kamen, könnten mit der Wahl der Themen zeigen, von welchem Bedarf die schweizerischen Anbieter ausgingen. Man gewinnt aber den Eindruck, dass man weniger von einem bestimmten, zuvor erkundeten Bedarf ausging, sondern sich an dem orientierte, was man glaubte, bieten zu können. Die Themen überraschen alle nicht: Föderalismus als Ordnungsprinzip, Freiheit und Verantwortung, das Milizwesen, Gemeindeautonomie und Genossenschaftswesen, etc. Unter den Referenten findet man Vorkämpfer der «Geistigen Landesverteidigung» wie Professor Georg Thürer und der «Aktion Nationaler Widerstand» wie Ernst von Schenk[68], aber auch nüchternere Akademiker wie Erich Gruner und Peter Gilg. Der so genannte Vortragsdienst für die deutschen Kriegsgefangenen in England führte eine ausgesprochen breite Referentenliste vom katholisch-konservativen Oskar Bauhofer bis zum Sozialisten Valentin Gitermann, vom bereits älteren Verleger Emil Oprecht bis zum Jungintellektuellen James Schwarzenbach und zum cand. phil. Lorenz Stucki.[69]

64 O. Sch. in *Arbeiter-Zeitung* vom 8. Mai 1945, zit. nach Brassel, S. 113.

65 Schmitz, 2001, S. 174 und 180. Die Besetzungsmächte unterstellten die schweizerischen Lieferungen einer Zensur. Bettina Hürlimann-Kiepenheuer vom Atlantis-Verlag berichtete, dass französische Beamten Kinder-Liederbücher konfisziert hätten, weil sie das Lied «Strassburg auf der Schanz» als militaristisch eingestuft hatten. Zum Hintergrund der Idee der Umerziehung vgl. etwa Karl Heinz Füssl, *Die Umerziehung der Deutschen. Jugend und Schule unter den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs 1945–1955*. Paderborn 1994.

66 Zit. nach Schmitz, 2004, S. 222.

67 Generalkonsulat München an Philipp Etter (Innenminister!), 24. März 1948, zit. nach Schmitz, 2004, S. 223.

68 Ernst von Schenck war 1903 in Dresden als Auslandschweizer-Kind zur Welt gekommen und verbrachte seine ersten 12 Lebensjahre in Deutschland. 1945 publizierte er: *Europa vor der deutschen Frage. Briefe eines Schweizers nach Deutschland*. Bern 1946, 224 S. Es handelte sich um neun zum Teil fiktive Briefe an einen Arzt, einen Oberbürgermeister, einen Juristen, einen Pfarrer, einen alten Sozialdemokraten, einen Studenten, einen Schriftsteller, einen Gymnasiallehrer und an einen Unternehmer. Zu von Schenk gibt es als Manuskript: Michel Charrière, *Schweizer – Europäer – Humanist. Das intellektuelle Engagement von Ernst von Schenck 1935–1947*. Liz.-Arbeit Universität Fribourg 2005.

69 PA 1032a Vortragsdienst E 3 (1) 2, Korrespondenz 1945–1949, vgl. Anm. 71.

Bei den in Westdeutschland vor allem an Volkshochschulen, Kirchenversammlungen und Jugendtreffen gehaltenen Vorträgen galt das Prinzip, dass sie nur auf ausdrückliche Einladung hin gehalten wurden. Im Nachlass von Schenck finden sich zahlreiche solche Einladungen, zum Beispiel eine vom Heidelberger Kulturbund zur Demokratischen Erneuerung Deutschlands vom August 1946. Dass es in Westdeutschland eine wirkliche Nachfrage nach dem schweizerischen Angebot gab, zeigt auch ein beinahe rührendes Schreiben von F. H. vom August 1947 aus dem Kreis Ludwigsburg. F. H. wandte sich mit dem Brief an den Historiker J. R. v. Salis, als dem Autor der Radio-Wochenberichte zur Weltlage, die während des Krieges weit über die Grenzen mitverfolgt worden waren. Er habe diese Freitagssendungen jeweils heimlich gehört, sie seien ihm gewesen, «was dem Wanderer im Dunkeln der orientierende Stern ist». F.H. suchte jemanden in der Schweiz, mit dem er ein «lehrreiches Gespräch» darüber führen könne, was die Demokratie erfordere. Ihm war bewusst, dass er von Salis damit nicht in Anspruch nehmen konnte; seine Bitte beschränkte sich darauf, die Anfrage einem «Angehörigen ihres Landes» weiterzuleiten.[70]

Neben den Vorträgen, den Bücherlieferungen, Zeitungssendungen und Einladungen von Studierenden (und allenfalls auch Nichtstudierenden, wie jemand ausdrücklich anregte) bildeten die Radiosendungen eine spezielle Kategorie der Deutschlandhilfe. Max Frisch, im Vorstandsverzeichnis der «Schweizerisch-Deutschen Kulturvereinigung» noch als «Architekt & Schriftsteller» aufgeführt, regte im Dezember 1945 an, man möge bei der Radiodirektion dahin wirken, dass ein regelmässiger Zyklus «Schweizerische Sendungen für Deutschland» eingerichtet würde, damit die deutschen Hörer über das (verpasste) europäische Geistesleben der letzten 12 Jahre orientiert würden, dies im Sinne eines intellektuellen Informationsdienstes und – explizit – ohne Schulmeisterei.[71]

Die Radiodirektion hatte sich bereits Monate zuvor mit der Frage befasst, ob man Spezialsendungen für Deutschland ausstrahlen und in welcher Weise man an einer «Beeinflussung des deutschen Volkes im Sinne einer 'politischen Umerziehung'» mitwirken solle. Denn sicher zähle der Rundspruch «zu den bestgeeigneten Mitteln, dem deutschen Volk eine neue geistige Nahrung und Richtung zu geben. Die Deutschen sind eifrige Radiohörer (...)». Dem Arbeitspapier vom 2. August 1945 kann man entnehmen, dass sehr eingehende Überlegungen angestellt wurden und man zuvor die «psychische Situation des deutschen Volkes» geklärt haben

70 Fritz Händel von Bietigheim-Eng, 3. August 1947. Von Salis wandte sich am 27. August 1947 an Ernst von Schenck mit der Frage, ob er sich daarum kümmern könne (PA 1032a E 3 (1) 7 (1), vgl. Anm. 71.

71 Protokoll der Sitzung vom 15. Dezember 1945. Paul Borsinger vom Schweizerischen Kurzwellendienst freute sich über Frischs Vorschlag und erklärte ebenfalls, dass man «jeden schulmeisterlichen Ton» vermeiden wolle (Staatsarchiv Basel Stadt, Privatnachlass Ernst von Schenk, PA 1932 a, Protokolle E 2

wollte.[72] Auch aus diesem Papier bekommen wir eigentlich nur über die schweizerische Seite Auskunft: einerseits über die Auffassung, wie sich die Schweiz verhalten solle, anderseits aber doch auch über die Vorstellung, wie die Verhältnisse in Deutschland seien.

Das Papier unterschied vier Voraussetzungen: Die erste ergab sich aus den vermuteten Eigenheiten der deutschen Zuhörerschaft. Da wurde zwischen zwei Gruppen unterschieden: eine erste Gruppen von Deutschen, «die den Nationalsozialismus nie ernst nahmen oder niemals als ihre eigene Überzeugung betrachteten, aber ihm aus Furcht vor den Konsequenzen doch keinen Widerstand entgegensetzten». Und eine Gruppe von «Gläubigen» des Nationalsozialismus in allen möglichen Schattierungen, «vom stillen Hoffen auf einen neuen 'Erlöser' bis zum blinden Fanatismus». Letztere hielt man für externe Einflüsse kaum zugänglich. «Der verlorene Krieg ist geeignet, die Minderwertigkeitsgefühle, die in den Lehren des Nationalsozialismus als Grundelement enthalten sind, im deutschen Volk noch zu steigern.» Die erstere Gruppe wurde als «für demokratische Lehren empfänglich» verstanden, doch wurde bezweifelt, dass sie einflussreich sei. Wohl eher dieser Gruppe zuzuzählen waren die im weiteren speziell genannten «unzähligen Deutschen», die zutiefst skeptisch seien und an nichts mehr glauben würden und darum auch schwer zugänglich seien (der Begriff des «Nihilismus» fällt nicht, die gleiche Sache war aber gemeint). Zu den Eigenheiten des imaginierten Publikums gehörte, dass es keine Belehrung haben wollte. Darum an die schweizerischen (Ab)Sender die strikte Direktive: «Wir Schweizer dürfen weder pharisäerhaft noch schulmeisterlich auftreten. Es sollte in unserem Wort an Deutschland Wärme und Ehrlichkeit liegen, aber doch wieder nicht so, als ob wir Buchenwald und Dachau vergessen hätten.» Man müsse die deutschen Hörer zunächst davon überzeugen, «dass wir ihnen weder Moralprediger noch Richter, aber auch nicht Dozent oder naive Glücksverkünder sein wollen». Das Papier bezog sich in diesem Zusammenhang zweimal und ausgesprochen anerkennend auf Karl Barths Schrift mit einer Lektüreempfehlung an alle Radiomitarbeiter.

Die zweite Voraussetzung betraf die Legitimität des schweizerischen Engagements: Da die Schweiz doch auch «vielen Angriffen» des deutschen Nationalsozialismus ausgesetzt gewesen sei, sei sie schon deshalb befugt, «heute den Deutschen etwas zu sagen». Anderseits müsse man dem Umstand Rechnung tragen, dass man gegen Deutschland keinen Krieg hatte führen müssen. «Wir können uns daher gegenüber Deutschland nicht alles erlauben, was sich die Alliierten gestatten dürfen, die als Sieger auftreten und herrschen.» Die Neutralität und die Gleichheit der Sprache wurden als günstige Voraussetzungen hervorgehoben.

72 A.W. Glogg, Generaldirektor SRG, Sendungen für Deutschland? Serie Nr. 2849, 2. August 1945. PA 1932a E 3 (1) 1 (DE/CH) Korrespondenz 1945–1949, vgl. Anm. 71.

Die dritte Voraussetzung betraf das Verhältnis zu den Alliierten: Hier wurde die Befürchtung und zugleich die Hoffnung ausgesprochen, dass die Deutschen lieber auf die Schweiz als auf die Alliierten hören könnten. Man wollte aber keinen Wettstreit, die Formel lautete Komplementarität. Die alliierten Stationen würden vor allem Nachrichten und politische Betrachtungen vermitteln. Für kulturelle Sendungen seien die deutschen Hörer ganz auf «Radio Beromünster» angewiesen. Die Programmgestaltung solle sich nach dem richten, was man für richtig halte, man sollte zwar beachten, was die Besetzungsmächte vorkehren würden, man solle die Alliierten aber sicher nicht konsultieren. «Der schweizerische Beitrag stammt nicht von einem Besieger, sondern soll der 'guten Nachbarschaft' dienen.»

In einem vierten Punkt wurde die Frage angesprochen, ob speziell für Deutschland gesendet werden solle oder auch für Schweizer Hörer. Hier sprach sich das Papier eher für ein verdecktes Vorgehen aus. «Selbstentblössung» der Absicht wäre falsch und würde den Eindruck erwecken, man wolle eine Wohltat aufdrängen. Stoff und Formen müssten sich zwanglos in die bestehenden Programme eingliedern. «Es sollen Sendungen sein, die der Schweizer Hörer mit Gewinn anhören kann, und zu denen wir die Deutschen einladen.»

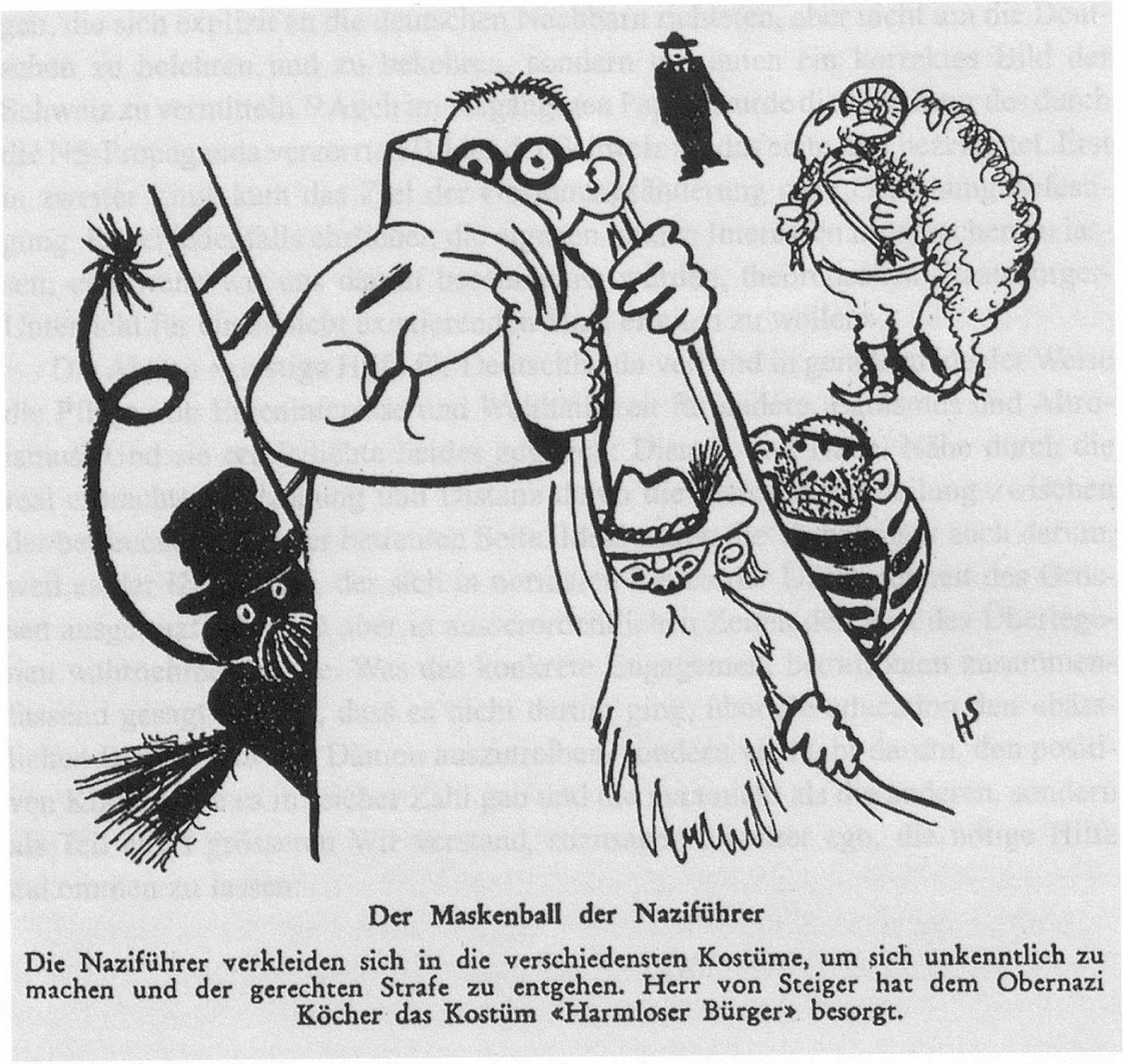
Von zusätzlichem Interesse ist der Abschnitt über die Vorstellungen, wie die Sendungen konkret gestaltet werden sollten. Ein erster Punkt betraf die Bekämpfung des nationalsozialistischen Gedankenguts verbunden mit Stichwörtern wie «Sinnlosigkeit des Zwangs», Reduktion des Menschen zur «Leistungsmaschine», «Nietzsche und seine Gerichtsvollzieher», einiges davon sollte der Psychologe C. G. Jung übernehmen. Der zweite Punkt sah einen Geschichtszyklus vor, «Die Welt seit 1933». Die Hörer sollten die letzten zwölf Jahre «nochmals erleben» mit dem «ständig unverwandten Blick auf den Nationalsozialismus». Hier dachte man an den Historiker J. R. von Salis, der, wie bereits bemerkt, bereits in den Kriegsjahren mit grossem Erfolg die wöchentliche «Weltchronik» präsentiert hatte. Der dritte Punkt galt der deutschen Kultur. Die Deutschen sollten an die «tiefsten Werte ihrer eigenen Kultur» erinnert werden. Der vierte Punkt sah Sendungen zum Verhältnis Schweiz–Deutschland vor; naheliegenderweise über die schweizerische Demokratie, über die Rechte der kleinen Völker, über die gegen die Schweiz gerichtete NS-Publizistik. Hier könne den Deutschen auch ein Spiegel vorgehalten werden. Das schweizerisch-deutsche Verhältnis könne auch direkt behandelt werden «Zuneigung und Abneigung, freundlich erklärt». Man könne auch Deutsche in die Sendung einbeziehen, in Klammern «selbstverständlich keine Nazis!» und – ohne Klammern – keine «Verbrüderungsstimmung (...), sondern die Grenzpfähle dort lassen, wo sie sind».

Die Radiodirektion bekräftigte das Konzept, das sich für eine unauffällige «geistige Deutschlandhilfe» aussprach. Zugleich gab es aber auch Kurzwellensendun-

gen, die sich explizit an die deutschen Nachbarn richteten, aber nicht um die Deutschen zu belehren und zu bekehren, sondern um ihnen ein korrektes Bild der Schweiz zu vermitteln.[73] Auch im vorgängigen Papier wurde die Korrektur des durch die NS-Propaganda verzerrten Bildes der Schweiz als das erste Ziel bezeichnet. Erst in zweiter Linie kam das Ziel der Gesinnungsänderung oder Gesinnungsbefestigung. Es sei jedenfalls ehrlicher, die eigenen vitalen Interessen mitsprechen zu lassen, «als wenn wir uns darauf beschränken würden, theoretischen Staatsbürger-Unterricht für einen nicht existierenden Staat erteilen zu wollen».

Die Aktion «geistige Hilfe für Deutschland» verband in geradezu idealer Weise die Pflege von Eigeninteresse und Wohltätigkeit für andere, Egoismus und Altruismus. Und sie ermöglichte beides zugleich: Distanz und Nähe. Nähe durch die real erbrachte Zuwendung und Distanz durch die klaren Rollenteilung zwischen der betreuenden und der betreuten Seite. Ideal waren die Verhältnisse auch darum, weil es der Kleine war, der sich in normalen Zeiten der Überlegenheit des Grossen ausgesetzt sah, jetzt aber in ausserordentlichen Zeiten den Part des Überlegenen wahrnehmen durfte. Was das konkrete Engagement betraf, kann zusammenfassend gesagt werden, dass es nicht darum ging, über Re-education den «hässlichen Deutschen» den Dämon auszutreiben, sondern vielmehr darum, den positiven Kräften, die es in reicher Zahl gab und die man nicht als die anderen, sondern als Teil eines grösseren Wir verstand, sozusagen als alter ego, die nötige Hilfe zukommen zu lassen.

73 Markus T. Drack (Hg.), *Radio und Fernsehen in der Schweiz. Geschichte der schweizerischen Rundspruchgesellschaft SRG bis 1958.*



Der Maskenball der Naziführer

Die Naziführer verkleiden sich in die verschiedensten Kostüme, um sich unkenntlich zu machen und der gerechten Strafe zu entgehen. Herr von Steiger hat dem Obernazi Köcher das Kostüm «Harmloser Bürger» besorgt.

Heiri Strub: Der Maskenball der Naziführer. Aus Ruedi Brassel-Moser, *«Das Schweizerhaus muss sauber sein»*, Liestal 1999, S. 117.